



Karl Olsberg

Claudia Morani

Mami kommt in mein Zimmer, das Gesicht blass, die Augen unnatürlich geweitet, als habe sie einen riesigen Schreck bekommen.

„Komm schnell, Cindy!“ So nennt sie mich immer, wenn sie lieb zu mir ist. Cindy kommt von Cinderella, meiner Lieblingsheldin. Sie lächelt, doch ich sehe, dass es nicht von innen kommt.

Ich wage einen vorsichtigen Widerspruch.

„Aber ich spiele gerade mit Püppi!“

Ihre Augenbrauen ziehen sich herab.

„Du kommst jetzt mit! Sofort!“

Ich lasse meine Puppe fallen, stehe auf und folge ihr in den Flur. Dort stehen zwei gepackte Koffer. Verwundert sehe ich sie an.

„Fahren wir zu Omi?“

„Nein. Komm, zieh dir Schuhe und Regenjacke an! Wir müssen uns beeilen.“

Als ich fertig bin, schleppt sie die schweren Koffer allein.

„Wo ist Papi?“, frage ich.

„Der kommt später nach.“ Ich spüre, dass sie mir nicht die Wahrheit sagt.

„Ich will aber hierbleiben“, versuche ich einen letzten Protest. Doch ein Blick von ihr genügt. Ich folge ihr die Treppe hinab. Unten wartet ein Taxi. Es bringt uns zum Bahnhof.

„Wo fahren wir denn hin?“, frage ich, als wir auf dem Bahnsteig stehen. S-T-U-T-T-G-A-R-T lese ich auf der Anzeigetafel, aber die Buchstaben ergeben kein Wort, das ich kenne.

„Sei still!“, sagt Mami.

Wir wohnen ein paar Tage in einem Hotel. Da ist es schön; es gibt ein tolles



Frühstück, wie in den Ferien.

„Wann kommt denn Papi?“, frage ich eines Morgens.

Sie sieht mich an. Ihre Augen werden glasig.

„Papi ... ist böse“, sagt sie.

Ich verstehe nicht, was sie damit meint.

„Papi ist doch nicht böse!“

„Doch, das ist er. Leider.“ Sie trocknet sich die Augen mit einer Serviette.

Ich starre auf meinen Teller. Das Marmeladenbrötchen schmeckt mir nicht mehr.

„Ich will zu ihm!“, flüstere ich.

Sie springt auf, packt mich am Arm, zerrt mich aus dem Raum. In unserem Hotelzimmer setzt sie mich aufs Bett, kniet sich vor mich hin und sieht mir in die Augen. Ich mag diesen Blick nicht.

„Hör mir zu, Claudia!“ So nennt sie mich, wenn sie nicht lieb zu mir ist. Wenn ich vernünftig sein muss. „Papi war sehr gemein zu mir! Deshalb können wir nicht mehr zu ihm zurück. Das verstehst du doch, oder?“

Ich nicke, obwohl ich gar nichts verstehe.

„Was hat er denn gemacht?“

„Er hat mich belogen. Er hat eine Freundin. Und er wollte mir und dir etwas Schlimmes antun. Deshalb musste ich uns in Sicherheit bringen.“ Sie schluchzt. „Du bist doch alles, was ich habe!“

Ich möchte nicht, dass sie weint. Dann muss ich auch immer weinen.

„Aber wenn man sich streitet, kann man sich doch auch wieder vertragen!“ Das hat Mami mir selber erklärt. Sie hat sich oft mit Papi gestritten, und hinterher haben sie sich immer vertragen. Manchmal sind sie dann ins Schlafzimmer gegangen und haben komisch gegrunzt, aber ich durfte nicht gucken, was sie machen.

Sie schüttelt traurig den Kopf.

„Diesmal nicht, meine Prinzessin. Diesmal nicht.“

Bald ziehen wir aus dem Hotel aus und in eine kleine Wohnung. Dort gefällt es mir nicht, aber ich bin schon zu groß, um deswegen Theater zu machen. Höchstens



ein bisschen vielleicht. Ich komme in eine neue Schule, wo ich niemand kenne und die Lehrer nicht wissen, wie ich heiÙe. Es ist blöd dort. Ich vermisse Papi, aber ich frage Mami nicht mehr nach ihm. Stattdessen träume ich davon, dass er eines Tages bei uns klingelt, einen großen Strauß Blumen in der Hand, und dass er Entschuldigung sagt und Mami ihm verzeiht und sie sich küssen und er uns mitnimmt nach Hamburg, wo es viel schöner ist als in Karlsruhe. Aber das passiert nicht.

„Du musst vorsichtig sein“, sagt Mami jeden Morgen, bevor ich zur Schule gehe. Ich muss mit dem Bus fahren, weil sie in einem Geschäft arbeitet, aber ich bin ja schon groß und weiß, wie es geht. „Sprich unterwegs mit niemandem. Wenn dich jemand fragt, wie du heißt, dann sagst du ‚Julia Schmidt‘, okay?“

„Aber so heiÙe ich doch gar nicht!“

„Tu, was ich sage! Das ist wirklich wichtig! Sie dürfen dich nicht finden! Sonst nehmen sie dich mit, und ich sehe dich nie wieder.“

„Wer denn?“

„Die bösen Männer!“

So kommt es, dass die meisten meiner Mitschüler glauben, dass ich Julia heiÙe, und selbst einige Lehrer mich so nennen.

Es dauert fast zwei Jahre, bis meine Mutter wieder in meinem Zimmer steht, mit demselben gehetzten Blick im Gesicht. Ich bin inzwischen neun und sollte eigentlich in ein paar Monaten aufs Gymnasium kommen.

„Komm schnell! Wir müssen weg!“

Ich sehe von meinem Gameboy auf.

„Weg? Wohin denn? Wieso?“

„Sie haben uns gefunden!“, sagt sie nur.

„Gefunden? Wie denn?“

Sie antwortet nicht, und ich frage nicht weiter. Ich weiß, dass da draußen böse Menschen sind, die nach uns suchen. Ich habe oft Alpträume deswegen. Manchmal wache ich nachts auf und bin sicher, dass jemand in meinem Zimmer war. Ich glaube sogar, einen leichten Duft zu riechen, so wie Papi damals gerochen hat. Doch ich finde nie eine Spur von ihm.



Diesmal fahren wir in eine Stadt, die zwar einen deutschen Namen hat, in der die Leute aber Französisch sprechen. Hier werden uns die finsteren Typen bestimmt nicht so schnell finden. Doch Mami schärft mir weiterhin ein, auf der Hut zu sein.

„Das Böse lauert überall!“, sagt sie, und ich kann in ihrem Gesicht lesen, dass es wahr ist.

Ich lerne Französisch, doch ich benutze es außerhalb der Schule kaum. Die meiste Zeit sitze ich in meinem Zimmer, mache Hausaufgaben, lese oder spiele *Zelda* auf dem Nintendo. In der Klasse rede ich kaum mit anderen und habe keine Freundin. So bin ich nicht besonders traurig, als Mami nach ein paar Monaten wieder die Koffer packt.

Als ich vierzehn bin, sind wir bereits sieben Mal umgezogen. Wir haben in Frankreich, Spanien und vier deutschen Städten gelebt. Jetzt wohnen wir in Dresden. Die Stadt ist schön, aber ich habe gelernt, mich gar nicht erst groß einzugewöhnen. Obwohl ich ein paar Typen in der Klasse ganz interessant finde, lasse ich mich nicht mit ihnen ein. Die anderen Mädchen sind mir erst recht gleichgültig. So, wie die sich schminken und anziehen, will ich sowieso nicht aussehen.

Ich spiele mit dem Gedanken, Mami zu fragen, wann wir das nächste Mal umziehen, doch ich habe Angst, damit einen ihrer Heulkrämpfe auszulösen. Sie hat es wirklich schwer. Ich bin inzwischen alt genug, um zu wissen, dass sie eigentlich zur Polizei gehen müsste. Aber ich weiß auch, dass sie es nicht tun wird. Sie traut den Behörden nicht, das hat sie mir oft genug gesagt. Sie traut eigentlich niemandem. Vor ein paar Wochen habe ich in der Schule zum ersten Mal das Internet benutzt. Als ich Mami fragte, ob wir das nicht auch zu Hause haben können, hat sie fast einen Tobsuchtsanfall bekommen.

„Bist du wahnsinnig? Dann finden sie uns doch sofort!“ Ich habe bloß genickt.

Nach dem Englischunterricht kommt Frau Dr. Hoffmeister auf mich zu.

„Claudia, darf ich dich einen Moment sprechen?“

Ich mag sie. Von Anfang an war sie sehr freundlich und verständnisvoll, und ihr Unterricht macht Spaß. Trotzdem bin ich auf der Hut. Zu tief steckt die Angst in mir, dass sie irgendeine Information an die Leute weitergeben könnte, die uns

verfolgen.

Als wir im Klassenraum allein sind, sagt sie: „Du bist jetzt acht Wochen bei uns. Du bist ein hoch intelligentes Mädchen. Aber du bist sehr schweigsam und hältst dich von den anderen fern.“

„Ich bin eben gern allein“, erwidere ich.

Sie lächelt.

„Versteh mich bitte nicht falsch! Ich kritisiere dich nicht. Ich frage mich bloß, ob es vielleicht etwas gibt, das dich belastet. Etwas, das dir Sorgen macht.“

Ich wende meinen Blick ab und versuche, die Tränen beiseite zu blinzeln.

„Entschuldige, Claudia“, sagt Frau Dr. Hoffmeister. „Du musst nicht darüber sprechen, wenn es dir unangenehm ist. Aber du sollst wissen, dass du jederzeit zu mir kommen kannst, wenn du möchtest. Alles, was du mir sagst, werde ich absolut vertraulich behandeln und niemand anderem erzählen, das verspreche ich dir.“

Ich nicke. Dann gehe ich schnell auf die Toilette und bringe mein Gesicht wieder in Ordnung.

In den nächsten Tagen ist Frau Dr. Hoffmeister noch netter zu mir als vorher, doch sie spricht mich nicht mehr an. Ich bin fast ein bisschen traurig darüber. Und ich merke, dass ich zum ersten Mal nicht von hier wegziehen will.

Zwei Wochen später komme ich nach der Schule nach Hause. Ich merke sofort, dass etwas nicht stimmt.

„Müssen wir schon wieder weg?“, frage ich Mami.

„Das hängt von dir ab!“, sagt sie, und in ihrer Stimme liegt etwas, das ich noch nie gehört habe, wenn sie mit mir gesprochen hat: Misstrauen. „Hast du in der Schule jemandem etwas erzählt?“

Ich spüre, wie ich rot werde.

„Nein!“, sage ich wahrheitsgemäß.

„Lüg mich nicht an! Ich frage dich nur noch einmal: Hast du jemandem in der Schule davon erzählt, dass sie hinter uns her sind?“

Tränen schießen in meine Augen.

„Nein, Mami! Ehrlich nicht!“



Sie nickt, als hätte sie nichts anderes erwartet.

„Meine eigene Tochter“, murmelt sie. „Meine eigene Tochter!“ Dann geht sie in ihr Schlafzimmer und schließt die Tür hinter sich ab.

Ich klopfe leise an.

„Mami? Was ist denn passiert, Mami?“

„Lass mich in Ruhe!“

„Ist es wegen Frau Dr. Hoffmeister? Hat sie dich angerufen?“

Stille.

„Ich habe ihr nichts gesagt, ehrlich! Sie hat mich angesprochen, vor zwei Wochen. Sie hat gefragt, ob ich irgendwelche Probleme habe, und ich habe gesagt, nein. Und dann hat sie gesagt, ich kann jederzeit zu ihr kommen. Aber das habe ich nicht gemacht. Ich habe ihr nichts gesagt. Ehrenwort!“

Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Die Schminke um Mamis Augen ist verlaufen. Sie sieht schrecklich alt aus.

„Ehrenwort?“

Ich nicke.

„Ich schwöre es. Bei deinem und bei meinem Leben!“

Sie nimmt mich in den Arm und weint an meiner Brust.

„Meine Cindy! Du bist doch das Einzige, was ich habe!“

Am nächsten Tag habe ich eine Riesenwut im Bauch. Wir haben kein Englisch, aber ich gehe in der großen Pause ins Lehrerzimmer.

„Frau Dr. Hoffmeister, kann ich Sie einen Moment unter vier Augen sprechen?“

„Ja, natürlich, Claudia.“ Sie führt mich in das Büro des Schuldirektors, der gerade auf einer Konferenz ist. „Was ist denn los?“

„Sie haben meine Mutter angerufen!“

„Ja, das habe ich. Ich wollte wissen, ob bei euch zu Hause alles in Ordnung ist.“ Ihr Blick ist durchdringend. „Sie war am Telefon sehr freundlich und hat gesagt, alles ist wunderbar. Aber das ist es nicht, oder?“

„Was fällt Ihnen ein, sie einfach anzurufen?“ Es sollte wie eine Anklage



klingen, aber der Zorn ist aus mir entwichen wie aus einem löchrigen Ballon.

„Du darfst nicht mit mir reden, stimmt’s?“

Ich antworte nicht. Mir wird plötzlich klar, dass es ein Fehler war, sie zur Rede zu stellen. Mami wird toben, und dann wird sie sofort die Koffer packen.

„Ich will nicht schon wieder weg“, murmele ich.

„Wie bitte?“

„Ich sagte, ich muss weg. Wir haben gleich Deutsch, und ich muss noch etwas vorbereiten.“

Sie berührt sanft meinen Arm.

„Nur einen Augenblick noch, Claudia. Sagt dir der Begriff ‚paranoide Schizophrenie‘ etwas?“

Ich starre sie an.

„Das ist eine Krankheit“, erklärt sie mit ruhiger Stimme. „Sie wird in vielen Fällen entweder sehr spät oder gar nicht erkannt, denn die Betroffenen wissen nicht, dass sie krank sind, oder haben Angst, es zuzugeben. Sie glauben oft, dass sie von Feinden umgeben sind oder von finsternen Mächten verfolgt werden. Es fällt diesen Menschen sehr schwer, ein normales Leben zu führen, denn Sie haben ständig Angst und können niemandem vertrauen.“

Ich will nicht, dass sie weiterredet. Doch ich stehe da wie gebannt.

„Schizophrenie wird oft unterschätzt. Experten glauben, dass etwa anderthalb Prozent der Bevölkerung betroffen sind. Das sind allein in Deutschland über eine Million. Mein Bruder ist einer davon. Es hat Jahre gedauert, bis wir die Krankheit bei ihm diagnostiziert haben. Er hat eine Therapie gemacht und führt inzwischen ein ganz normales Leben, auch wenn er täglich Medikamente nehmen muss. Diese Krankheit ist tückisch, aber es ist nie zu spät, etwas dagegen zu unternehmen.“

Ich löse mich aus meiner Starre.

„Ich ... ich muss jetzt wirklich los.“

„Du weißt, dass du jederzeit zu mir kommen kannst, Claudia. Ich kann dir jemanden nennen, der dir und deiner Mutter helfen kann.“

Ich antworte nicht, fliehe aus dem Zimmer.



Noch am selben Tag verlassen wir die Stadt. Diesmal ziehen wir nach Köln. Doch es ist nicht wie die letzten Male. Die Welt sieht plötzlich ganz anders aus, so als habe jemand einen grauen Schleier beiseite gezogen, der das Licht abgedunkelt und die Farben trüb gemacht hat. Ich habe das Gefühl, aus einem langen, bösen Traum erwacht zu sein.

Ich spreche mit Mami kein Wort darüber, versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Ich lese ein Buch über Schizophrenie, das ich in der Schulbibliothek ausgeliehen habe. Niemals zu Hause natürlich, immer nur in den Pausen, auf dem Klo, damit niemand sonst merkt, was los ist. Ich nutze den Schulcomputer, um mich im Internet zu informieren. Ich finde eine Selbsthilfegruppe von Betroffenen. Und jeder Satz, den ich lese, bestätigt es: Fast mein ganzes Leben lang sind Mami und ich vor Gespenstern geflohen, vor Feinden, die es nie gegeben hat.

Zuerst ist es eine ungeheure Erleichterung, dass die bösen Männer nie existiert haben, dass wir nicht mehr zu fliehen brauchen. Doch dann befällt mich neue Verzweiflung. Was kann ich tun? Wie soll ich Mami klar machen, dass sie Hilfe braucht? Ich weiß, sie wird glauben, ich hätte sie verraten, sobald ich auch nur andeute, sie könnte krank sein.

Ein paar Tage nach meinem fünfzehnten Geburtstag offenbart sie mir, dass wir wieder umziehen müssen.

Ich schlucke, kämpfe mit den Tränen.

„Aber wir sind erst vier Monate hier!“

Sie seufzt.

„Ich weiß. Aber sie haben uns schon wieder gefunden.“

„Wer sind *sie*?“, frage ich.

Mami blickt mich ungläubig an.

„Aber das weißt du doch! Die bösen Männer, die hinter uns her sind!“

Ich hole tief Luft.

„Mami, ich bin keine sieben mehr. ‚Böse Männer‘ reicht mir nicht. Ich will wissen, wer diese Typen sind und warum sie uns seit Jahren verfolgen.“

„Sei nicht albern, Schatz! Wenn ich wüsste, wer die sind, dann wäre ich längst



zur Polizei gegangen!“

„Und woher weißt du dann, dass es sie überhaupt gibt?“

Sie wird kreidebleich. Ihre Augen verengen sich.

„Sie ... sie haben mit dir gesprochen, nicht wahr? Sie wollen, dass du mich auslieferst!“ Sie sieht sich um, als könne jeden Moment einer von *ihnen* hinter dem Schrank hervorspringen. Ihre Unterlippe zittert. „Ich habe immer gewusst, dass du mich eines Tages im Stich lassen wirst!“

„Ich werde dich niemals im Stich lassen, Mami! Ich will dir bloß helfen!“

Sie macht einen Schritt zurück, als habe sie Angst vor mir.

„Helfen? Was meinst du damit?“

Ich schlucke. Jetzt ist es ohnehin nicht mehr aufzuhalten.

„Weißt du, was paranoide Schizophrenie ist?“

Sie reißt die Augen auf, als hätte ich ihr gerade eine ungeheure Beleidigung an den Kopf geworfen.

„Wie ... wie kannst du es wagen!“

Der Schmerz in ihrem Gesicht lässt auch mir die Tränen kommen.

„Mami, bitte vertrau mir! Ich will dir nichts Böses!“

Sie lacht. Lacht mich aus!

„Glaubst du, ich bin blöd? Glaubst du, ich habe nicht gemerkt, dass du heimlich hinter meinem Rücken mit ihnen Kontakt hast? Wann hast du Papi zuletzt angerufen? Vorhin? Hat er dir gesagt, dass man mich in eine Anstalt sperren muss, damit du mich endlich los bist?“

„Ich hab doch seine Nummer gar nicht“, schluchze ich. „Ich weiß ja nicht mal, ob er noch in Hamburg wohnt.“

„Lüg mich nicht an, du miese kleine Verräterin! Ich weiß genau, dass du mit ihm gesprochen hast. Ich höre seine Worte aus deinem Mund! ‚Paranoide Schizophrenie‘, das war genau das, was er zu mir gesagt hat, bevor ich uns in Sicherheit gebracht habe. Er wollte mich einsperren lassen, damit er dich mir wegnehmen konnte! Aber das hat er nicht geschafft. Und er wird seinen Willen auch jetzt nicht bekommen! Niemals!“



Die letzten Worte schreit sie heraus wie eine Furie. Ich habe sie noch nie so wütend erlebt.

„Mami, bitte! Ich schwöre dir bei allem, was mir wichtig ist, bei deinem Leben und bei meinem eigenen, ich habe nicht mit Papi gesprochen! Und auch mit sonst niemandem, außer mit Dr. Herberts.“

Ihr Gesicht wird eine Maske.

„Wer ist Dr. Herberts?“, fragt sie ganz ruhig.

„Ein Psychologe, der hin und wieder an unserer Schule ist. Ich war bei ihm.“

„Ihr habt über mich gesprochen?“

„Ja.“

„Was hast du ihm erzählt?“

„Dass wir dauernd umziehen. Dass du Angst vor Leuten hast, die hinter uns her sind.“

„Und was hat er gesagt?“

„Dass du Hilfe brauchst. Dass es Medikamente gibt, mit denen man dich heilen kann, oder jedenfalls deine Paranoia reduzieren. Mami, bitte glaub mir, er ist ein guter Arzt. Wenn du mit ihm reden würdest ...“

„Mit ihm reden? Damit er mich gleich wegsperren kann? Das könnte euch so passen!“

„Mami, bitte! Bitte glaub mir, er ist nicht böse, und ich bin es auch nicht! Alles was ich möchte ...“

„Verschwinde!“ Ihre Stimme ist kalt und hart und erbarmungslos.

„Was?“

„Verschwinde, Claudia! Geh mir aus den Augen! Ich will dich nie wieder sehen!“

„Nein, Mami! Ich werde dich nicht allein lassen!“

„Hau ab aus meinem Leben, du miese Verräterin!“, brüllt sie.

Ich schüttele bloß den Kopf.

Sie geht in die Küche. Ich höre sie in einer Schublade rumoren. Als ich ihr folge, richtet sie ein großes Brotmesser auf mich.



„Komm mir nicht zu nahe!“ Der Wahnsinn verzerrt ihr Gesicht zu einer Fratze.

Ich gehe langsam auf sie zu.

„Dann erstich mich eben!“, sage ich. „Töte den einzigen Menschen, der noch zu dir hält! Jetzt ist es auch egal. Mein Leben ist sowieso verpfuscht.“

Sie starrt mich an. Für einen Moment glaube ich, so etwas wie Erkennen in ihren Augen aufzuckern zu sehen. Dann stößt sie einen Laut aus, der wie der Todesschrei eines kleinen Tieres klingt, dreht das Messer um und sticht es sich in den Bauch.

Ich stürze zu ihr, reiße ihre Hand zurück, entwinde das Messer aus ihrem Griff. Sie schlägt nach mir und schreit ohrenbetäubend. Wir rangeln miteinander, stolpern, stürzen zu Boden.

Irgendwann hört sie auf zu kämpfen, wimmert nur noch leise und hält sich den Bauch. Blut sickert durch ihre Finger. Ich springe auf, suche nach dem Telefon, wähle den Notruf. Dann versuche ich, die Blutung mit einem Küchenhandtuch zu stoppen. Mami wehrt sich nicht mehr. Als der Notarzt kommt, ist sie in eine Art Schockstarre gefallen. Ich habe sie in der Rückenlage gelassen, weil ich hoffe, dass sie so weniger Blut verliert. Die ganze Zeit habe ich bei ihr gesessen und mit ihr geredet, ihr erzählt, dass alles gut wird und die bösen Männer sie niemals erwischen werden, weil ich auf sie aufpasse.

Der Arzt sieht sich die Wunde an. „Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Die Klinge hat die Bauchdecke zum Glück nicht durchstoßen“, sagt er. „Aber sie hat einen Schock.“ Er gibt ihr eine Spritze und eine Infusion.

Ich fahre im Krankenwagen mit. Sie starrt an die Decke, das Martinshorn jault. In der Notaufnahme fragt mich ein Arzt, was geschehen ist.

„Ein Selbstmordversuch. Sie ist paranoid schizophren.“

Er nickt nur.

Der Notarzt hatte recht, die Wunde ist harmlos. Unter lokaler Betäubung wird sie genäht. Während Mami im Behandlungsraum ist, kommt eine Psychologin zu mir und fragt mich, was geschehen ist. Ich erzähle ihr die ganze Geschichte unserer Flucht



vor den Schatten.

„Du bist ein sehr tapferes Mädchen“, sagt sie. „Ich werde mit deiner Mutter sprechen. Mal sehen, was ich tun kann.“

„Sie wird Ihnen nicht zuhören. Sie wird glauben, Sie wollen sie einsperren.“

„Ja, ich weiß. Aber in gewisser Hinsicht ist es ein Glücksfall, dass sie ins Krankenhaus gekommen ist. Auf diese Weise kann ich ihr ein Medikament verabreichen, bevor ich mit ihr rede.“

Ich verbringe die Nacht in Mamis Krankenzimmer, halb, weil ich sie nicht allein lassen möchte, halb, weil ich verhindern will, dass sie zu fliehen versucht. Sie spricht kein Wort mit mir, starrt bloß die Decke an.

Am nächsten Morgen kommt die Psychologin zu uns. Sie gibt ihr eine Spritze, was Mami klaglos über sich ergehen lässt. Dann bittet sie mich zu gehen, damit sie mit ihr allein sprechen kann.

In diesem Moment kommt zum ersten Mal wieder Leben in Mamis Miene.

„Nein, bitte geh nicht! Lass mich nicht allein, Cindy! Bitte!“

Ich fasse die Hand, die sie nach mir ausstreckt.

„Nein, Mami. Ich bleibe bei dir!“

„In Ordnung“, sagt die Psychologin mit einem Lächeln. „Ihre Tochter soll gern dabei sein.“

Ich frage mich, ob sie mich nur gebeten hat, zu gehen, um genau diese Reaktion zu provozieren.

Die nächste Stunde sitze ich gebannt auf dem leeren Bett neben Mami und höre der Psychologin zu. Zunächst stellt sie ganz einfache Fragen – wo wir wohnen, wo ich zur Schule gehe. Anfangs reagiert meine Mutter noch misstrauisch und verschlossen, aber ich spüre, wie sie sich allmählich entspannt. Vielleicht ist es die ruhige Art der Frau, vielleicht die Spritze, wahrscheinlich beides. Irgendwann jedenfalls beginnt Mami zu erzählen. Von den flüsternden Stimmen, die sie hört, von der Enttäuschung, als sie von Papis Verhältnis erfahren hat, von den Depressionen und der Erkenntnis, dass sich die ganze Welt gegen sie verschworen hat. Von Streitereien, Vorwürfen und dem Tag, an dem ihr Papi ins Gesicht sagte, sie sei verrückt. Von der



Angst, eingesperrt zu werden, von der Flucht vor einer Bedrohung, die ihr so real vorkam. Tränen rinnen über ihre Wangen, während sie spricht, aber ihre Stimme ist ruhig und klar.

Als sie geendet hat, blickt sie mich an.

„Es ... es tut mir so leid, Cindy!“

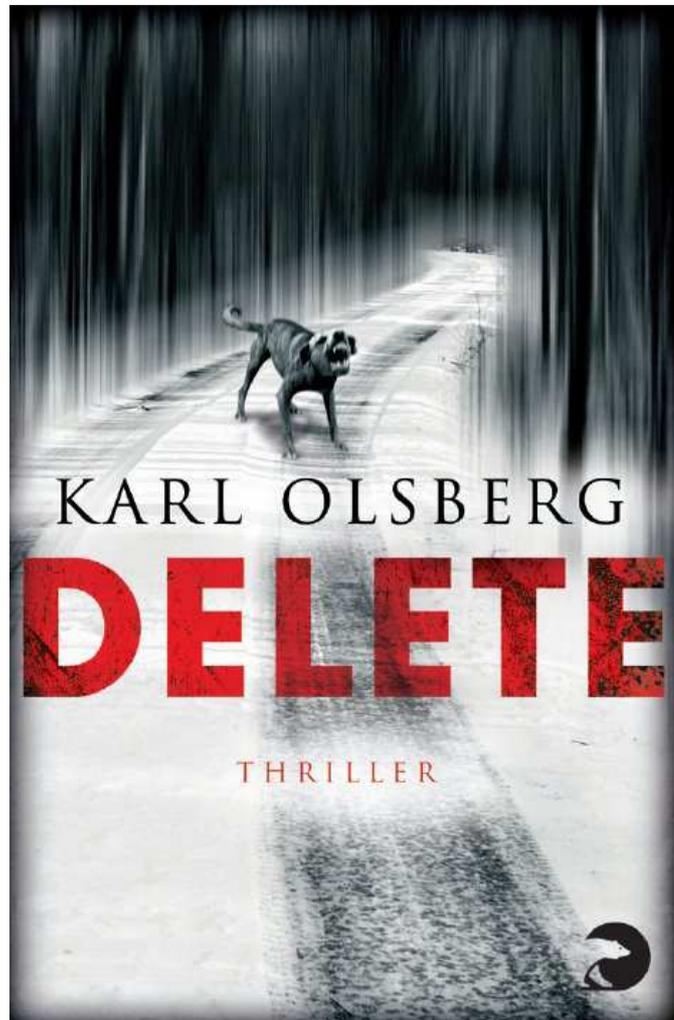
Ich springe auf und nehme sie in den Arm. Sie hält mich ganz fest. Als ich mich endlich von ihr löse, ist die Psychologin verschwunden.

Kurz darauf kommt der Stationsarzt und teilt uns mit, dass wir nach Hause gehen können. Wir sollen bloß in ein paar Tagen zur Nachuntersuchung wiederkommen. Wir nehmen ein Taxi. Wortlos spült Mami das Brotmesser ab und wischt den Küchenboden. Dann ruft sie im Krankenhaus an und macht einen Termin mit der Psychologin.

Ich lächle und bin stolz auf sie. Ich weiß, es wird noch dauern, bis ihre Angst und ihr Misstrauen überwunden sind. Aber der Anfang ist gemacht.

Seine Feinde kann man nicht besiegen, indem man vor ihnen davon läuft. Man muss sich ihnen stellen. Selbst, wenn sie gar nicht existieren.

Claudia Moranis Geschichte geht weiter:



Erschienen 2013 im Berlin Verlag. Erhältlich als Taschenbuch und E-Book in allen Online- und Offline-Buchhandlungen.